

F. Bockrath

Schmerzempfinden als Ausdruckserleben – Zur Technologisierung des Körpers am Beispiel der Haut

In dem 1876 erschienenen kriminalanthropologischen Werk „L’Uomo delinquente“ von Cesare Lombroso, das sehr schnell Verbreitung fand und in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde, heißt es [Bild 1]:

„Das Tätowieren ist eine der auffälligsten Erscheinungen beim Menschen im rohen, im Urzustande, bei dem sogenannten Wilden, vor allem in Bezug auf die Bereitwilligkeit, mit der er dieser schmerzhaften Operation sich unterwirft. Bezeichnend ist schon, daß der Name dafür einer ozeanischen Sprache entlehnt ist.“¹

Auffällig ist, daß diese Form von Wildheit nicht nur irrational erscheint, insofern „im Urzustande“ Schmerzen offenbar freiwillig ausgehalten, anstatt bewußt vermieden werden. Darüber hinaus fällt auf, daß der „rohe Umgang“ mit dem eigenen Körper schon den Verdacht der Delinquenz mit sich führt. Dem Volksmund jener Zeit entsprechend, galt jeder, der sich tätowieren ließ, als ein Verbrecher. Und es ist sicherlich kein Zufall, daß die Zufügung von Brandmalen und Einritzungen in die Haut zu den bevorzugten Methoden der Strafjustiz seit jeher gehörte:

„Auf seiten des Opfers muß sie (die Marter, F.B.) brandmarkend sein: durch die Narbe, die sie am Körper hinterläßt, oder durch das Aufsehen, das sie erregt, muß sie ihr Opfer der Schande ausliefern; auch wenn sie das Verbrechen ‚tilgen‘ soll, so versöhnt sie doch nicht, sie gräbt um den Körper, oder besser noch: am Körper des Verurteilten Zeichen ein, die nicht verlöschen dürfen“²

Die Brandmarkung, die in diesem Zitat von Foucault angesprochen wird und durch weitere Bestrafungsformen wie das Verstümmeln oder Schinden ergänzt wurde, diente vor allem der Wiederherstellung der durch ein Verbrechen verletzte Souveränität des Herrschers. Mit der Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft änderten sich bekanntlich auch die Formen der Züchtigung. Der Körper war zu kostbar, um ihn im öffentlichen Schmerzschauspiel zu opfern. An die Stelle der Martern treten die Techniken der Überwachung und Verbesserung, die von Ärzten, Aufsehern, Priestern, Psychiatern und Erziehern ausgeübt werden. Das – wie Foucault es nennt – „neue Regime der Wahrheit“³ zielt vor allem darauf ab, zu belehren und zu disziplinieren, um den Körper produktiv nutzen zu können und das Ausmaß von Devianzen möglichst klein zu halten. Daher verlieren schließlich auch Brandmarkungen und Zwangstätowierungen zunehmend an Bedeutung und werden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast nur noch an sogenannten Schwerstverbrechern und Deserteuren vollstreckt.⁴ Zu einer Wiedereinführung dieser Stigmatisierungstechniken kommt es in großem Umfang erst wieder in den „Konzentrationslagern“ des NS und im sowjetischen Gulag, wo allerdings für die politischen Opfer der Systeme von vornherein keine Strategien der Besserung mehr vorgesehen waren.

¹ Lombroso, zit. nach Oettermann 1985, S. 63.

² Foucault 1994, S. 47.

³ Vgl. ebda. S. 33.

⁴ So etwa bei den zu lebenslanger Zwangsarbeit Verurteilten („T.F.P.“ = travaux forcés prisonnier) in Frankreich, den nach Sibiren Verbannten („K.A.T.“ = Kátorshnik) in Rußland, oder den Deserteuren der englischen Kolonialarmee („B.C.“ = bad character). Vgl. dazu Oettermann 1985, S. 108.

Während also die politische Bedeutung von Brandmarkungen, Narbenzeichnungen und Tätowierungen im „Zeitalter der Strafnüchternheit“⁵ immer mehr zurückgeht und durch subtilere Sanktionsformen ersetzt wird, unterliegen die Zeichen auf der Haut gleichzeitig einem gesellschaftlichen Bedeutungswandel. Heute, so scheint es, werden Hautveränderungen in erster Linie aus geschmacklichen Gründen vorgenommen. Magisch – religiöse Motive oder die Zurschaustellung der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe sind ebenfalls bedeutsam. Ihre Funktion als unauslöschliches Merkmal zur Kennzeichnung abweichender Verhaltensweisen oder als Bestrafungsmittel haben sie hingegen weitgehend verloren. In einem ersten Zugriff ist also zu vermuten, daß die Haut heute als ein Darstellungsmedium des individuellen Ausdruckserlebens⁶ genutzt wird, in das Zeichen gesetzt, Ornamente aufgetragen und Symbole eingelassen werden. Da die Haut zugleich die körperliche Grenze zwischen dem Ich und der Welt markiert, erscheint sie sogar in besonderer Weise geeignet, den vorwiegend affektiven und praktischen Weltverhältnissen einen symbolischen Ausdruck zu verleihen. Was als wichtig erachtet, tief empfunden oder bedeutsam erlebt wird, kann am eigenen Leibe sichtbar gemacht werden. Und da die symbolische Fixierung auf der Haut nicht nur dauerhaft ist, sondern zudem über Schmerzen eingelöst werden muß, scheint es, als handele es sich hierbei um eine besonders authentische Form der Selbstoffenbarung. Doch es bleibt zu prüfen, ob diese Annahme tatsächlich zutrifft oder aber, wie Günther Anders am Beispiel des „make up“ aufzeigt, eher als „Desertion ins Lager der Geräte“ zu deuten ist.⁷ Zur Beantwortung dieser Frage soll zunächst ein kurzer Blick auf die Entwicklung der Hautbemalung geworfen werden. Dabei wird sich zeigen, daß neben verschiedenartigen Techniken auch unterschiedliche Bedeutungszuweisungen zu beachten sind (1). In einem zweiten Schritt ist beabsichtigt, zumindest einige Merkmale moderner Formen der Hautbearbeitung aufzugreifen. Da ein vollständiger Überblick hierzu kaum möglich ist und auch aus wissenschaftlicher Sicht bisher nur wenig zur Aufklärung beigetragen wurde⁸, werden in diesem Teil vorwiegend eigene Eindrücke verarbeitet (2). Abschließend soll der individuelle Umgang mit der Haut als Phänomen gesellschaftlicher Praxis erörtert werden, wobei das angedeutete Spannungsverhältnis zwischen den Polen der Selbstpräsentation und Selbstverdinglichung den theoretischen Rahmen hierfür bezeichnet (3).

1. Haut – Kultur - Geschichte

Das Wort „Tattoo“, dessen Herkunft der eingangs erwähnte Kriminalanthropologe Lombroso dem ozeanischen Sprachraum zuordnet, entstammt tatsächlich einem tahitianischen Dialekt. „Tatau“ bezeichnet demzufolge das „Schlagen einer Wunde“ und veranschaulicht recht anschaulich das Geräusch, das entsteht, wenn in schneller Folge die mit Farbe versehene Spitze eines Schlegels in die Haut getrieben wird. [**Bild 2**] Und auch das englische „Tatow“, dessen Herkunft seit 1644 belegt ist, verweist in seiner ursprünglichen Bedeutung auf eine bestimmte Form des „Trommelwirbels“ zur Ankündigung des Zapfenstreichs.⁹ Die Annahme

⁵ Foucault 1994, S. 23.

⁶ Das Ausdruckserleben umfaßt sämtliche Weltverhältnisse unserer körperlichen Existenz, die bei Cassirer den Ausgangspunkt sogenannter Symbolbildungen bilden. Im Mythos etwa hat die Welt „im ganzen wie im einzelnen, noch ein eigentümliches ‚Gesicht‘, das in jedem Augenblick als Totalität erfaßbar ist, ohne daß es sich jemals in bloße allgemeine Konfigurationen, in geometrisch – objektive Linien und Umrisse, auflösen ließe.“ Cassirer 1994, S. 80.

⁷ Vgl. dazu Anders 1980, S. 40.

⁸ „Es waren bisher vorwiegend Kriminalanthropologen und Dermatologen, die sich ‚wissenschaftlich‘ mit dem Phänomen der Tätowierung befaßt haben; sehr selten Volkskundler.“ Oettermann 1982, S. 337. Einige verstreute Hinweise auf ethnologisch orientierte Arbeiten zu diesem Thema finden sich im Anmerkungsenteil bei Oettermann 1985, S. 121 – 131. Zu Veröffentlichungen aus jüngerer Zeit vgl. Pierrat / Guillon 2000, Caplan 2000 sowie Gröning 2001.

⁹ Vgl. dazu Oettermann 1985, S. 121 (Anm. 3).

einer etymologischen Verwandtschaft ist allerdings sehr unwahrscheinlich, da die Technik des Tätowierens im europäischen Sprachraum zwar bis in die germanisch – keltische Zeit zurückverfolgt werden kann, die ersten tätowierten Südseeinsulaner jedoch erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach England verschleppt wurden. Aus diesem Grund ist davon auszugehen, daß vergleichbare Techniken in unterschiedlichen Kulturen nur mit annähernd gleichen Lautmalungen umschrieben wurden. Diese allenfalls zufällige Übereinstimmung begünstigte jedoch im weiteren Verlauf die überaus schnelle Verbreitung des exotisch klingenden Wortes.

Parallel zur Kolonialisierung und Eroberung fremder Welten, entsteht in Europa das Bedürfnis, den Zwängen der Zivilisation zu entfliehen, um das Leben in natürlicher Freiheit und Einfachheit führen zu können. Die Feststellung Rousseaus, wonach der Mensch im natürlichen Zustand gut sei, im gesellschaftlichen Zustand jedoch entarte¹⁰, erhielt durch die Präsentation tätowierter Wilder eine anschauliche Bedeutung. Ausgestellt in den Londoner und Pariser Salons, wurden die eroberten Exoten der Südsee zu der Attraktion des gesellschaftlichen Lebens. Doch nicht nur die feine Gesellschaft interessierte sich für ihr vermeintliches Gegenbild; auch Wissenschaftler wie der Naturforscher Buffon und Philosophen aus dem Kreis der Enzyklopädisten wie d’Alembert, Helvetius und Diderot gehörten zu den Bewunderern. Das Bild vom „edlen Wilden“ war geboren, das in den Zeitungen stilisiert und in zahlreichen Abhandlungen, Gedichten und Theaterstücken verarbeitet wurde.¹¹ Wilde Menschen ebenso wie exotische Tiere, die in den Menagerien einem immer größeren Publikum vorgeführt wurden, standen für eine fremde, geheimnisvolle Welt, die erstmalig und zudem ohne eigenes Risiko besichtigt werden konnte.

Oettermann weist in seiner aufschlußreichen Studie zur Tätowierungsgeschichte in Europa darauf hin, daß in künstlerischen Darstellungen von Tätowierten aus jener Zeit klassische Posen vorherrschen, wie sie auch in der griechischen Plastik verwendet wurden. **[Bild 3]** Er sieht darin ein Indiz dafür, daß man den Südseeinsulaner als den „anderen Europäer“ verstand.¹² Das heißt mit anderen Worten: der Wilde wurde als Urform, als archaischer Ausgangspunkt, einer Entwicklung begriffen, die in dem geläuterten Ideal des griechischen Bürgers schließlich ihren Höhepunkt erreichte. Von diesem Idealbild ist der vom Absolutismus verdorbene Europäer weit entfernt. Doch führt das Urbild des Wilden nur um so deutlicher vor Augen, wie hoch der Preis der Zivilisation ist, die von ihrem Ausgangspunkt wie von ihrem antiken Ideal gleichermaßen abgerückt ist. Der bestaunte Wilde ist der lebendige Beweis dafür, wie wenig uns noch verbindet mit dem vermeintlich ursprünglichen Zustand, in dem der Mensch, wie Rousseau im „Contrat social“ verkündet, frei geboren wird, während er heute überall in Ketten liegt.¹³

„Was dem – in der historischen Konstellation des ausgehenden 18. Jahrhunderts sich selbst als dekadent erfahrenden – Europäer in der Gestalt des tätowierten Südseeinsulaners entgegentrat, war das Bild der eigenen Jugend, deren endlichen Anbruch man sich mit dem Anbruch des bürgerlichen Zeitalters erhoffte.“¹⁴

Auch wenn dieses idealisierte Bild einer noch unverdorbenen, paradiesischen Gegenwelt durch die weit weniger euphorischen Beschreibungen zurückgekehrter Walfänger, Abenteurer und Runaways zunehmend korrigiert wurde, änderte dies nichts an der grundsätzlichen

¹⁰ Vgl. dazu beispielsweise den ersten Satz des Émile: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt; alles entartet unter den Händen des Menschen.“ Rousseau 1993, S. 9.

¹¹ Vgl. dazu die Beschreibungen über das Schicksal des tahitischen Prinzen Omai, des wohl berühmtesten in Europa zur Schau gestellten Wilden, bei Oettermann 1985, S. 24 – 28.

¹² Vgl. ebda. S. 30.

¹³ Vgl. dazu Rousseau 1978, S. 39.

¹⁴ Oettermann 1985, S. 32.

Bereitschaft, in der fremden, exotischen Welt, den möglichen Ort für eine bessere Heimat zu sehen. Hierauf deutet beispielsweise hin, daß zu den bevorzugten Tätowierungsmotiven aus jener Zeit - neben Jahreszahlen, religiösen Zeichen und mit Herzen dekorierten Initialen – insbesondere Impressionen der Südsee gehörten, die von den Seeleuten in Umlauf gebracht wurden.

Zu einer ersten Massennachfrage nach Hautverzierungen kam es jedoch erst sehr viel später, das heißt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis etwa zu Beginn des Ersten Weltkriegs. Über die Gründe hierfür gibt es allenfalls Spekulationen. Festzuhalten ist jedoch, daß erste Berufstätowierer, ausgerüstet mit elektrischen Apparaten, den Gelegenheitsstechern ersnthaft Konkurrenz machten. Nach Schätzungen und zeitgenössischen Berichten waren ungefähr 20 % der Gesamtbevölkerung tätowiert, „und zwar vornehmlich Angehörige der unteren und untersten Schichten.“¹⁵ Auffällig ist, daß neben den Seeleuten, Hafendarbeitern, Nichtseßhaften und wandernden Handwerksburschen auch der - allerdings zahlenmäßig kleine - Kreis des Hochadels von der „Tätowierungswut“ erfaßt wurde. Und es ist bemerkenswert, wie schon die damalige Regenbogenpresse ausführlich über die Hautbilder europäischer Fürsten- und Königshäuser berichtete, deren Stiche mitunter Testamente, Verzeichnisse von Weinkellern und andere Merkwürdigkeiten umfaßten.¹⁶ Nur die sogenannte Mittelschicht blieb von dieser Entwicklung an den gesellschaftlichen Rändern weitgehend ausgespart. Offensichtlich fehlte es dem Bürgertum einerseits an Exzentrizität, um eigene Besonderheiten so herauszustellen, daß ein breites Publikum hieran hätte gefallen finden können. Andererseits ließen die aufstrebenden Schichten ein deutliches Abgrenzungsbemühen gerade gegenüber jenen Gruppen erkennen, deren Status und Prestige unter dem eigenen gesellschaftlichen Ansehen rangierte.

Daher ist es wohl dem ambitiösen Selbstverständnis der sich nur mühsam etablierenden Mittelschichten zuzuschreiben, daß Tätowierungen auf immer offenere Ablehnung stießen. Wenn nur mehr Verbrecher und exaltierte Adlige ihre Haut verzierern ließen, war es um so einfacher, beide Gruppen mit den gleichen Vorurteilen zu strafen:

„Mörder, Diebe, Fälscher, Wegelagerer, Straßenräuber, Wilddiebe, Vagabunden, Deserteure, Fremdenlegionäre, Galeerensträflinge, Subjekte von übelstem Ruf, Zuchthäusler, Bestiennaturen, Attentäter, Anarchisten, Geheimbündler, Carbonari, Anhänger der Camorra, der Mafia und anderer Verbrecherorganisationen, Zigeuner, Kuppler, Zuhälter, Prostituierte, Hafendirnen, Matrosendirnen, Nutten, Huren, Tribaden, Lesben, Schwule, Päderasten, Perverse, Strichjungen, Syphilitiker, Stupratoren, Anstaltsinsassen, Verrückte, psychisch Kranke, Wahnsinnige, Rocker, Rowdies, degenerierte Adlige, Arbeitsscheue, Gesindel usw., usw. Nur der Bürger nicht.“¹⁷

Galten Tätowierungen anfangs noch als anschauliche Symbole einer paradisiisch vorgestellten Gegenwelt, so wurden sie spätestens jetzt in die Unterwelt verbannt beziehungsweise in die halbwegs kontrollierbare Schattenwelt des Jahrmarkts und der Schaustellerei verwiesen. In sogenannten Monster- und Freakshows¹⁸ ereilte ihren Trägern damit ein ähnliches Schicksal wie das jener unglückseligen Südseeinsulaner, die als Ausstellungsobjekte ihre Haut zu Markte tragen mußten. Auch wenn die moderne Art der

¹⁵ Ebda. S. 58.

¹⁶ Ebda. S. 59.

¹⁷ Ebda. S. 65. An gleicher Stelle weist der Autor darauf hin: „Statistisch haben sich übrigens alle diese Vorurteile widerlegen lassen, oder ließen sich widerlegen. Was nichts daran ändert, daß sie immer wieder aufgestellt worden sind.“ Und etwas später findet sich noch der aufschlußreiche Hinweis: „Niemandem fiel auf, oder wollte auffallen, daß die auf Tätowierung untersuchten Personen von vornherein auf Kriminelle beschränkt waren.“ Ebda. S. 67.

¹⁸ Vgl. dazu etwa den mit skurrilen Abbildungen versehenen Band von Scheugl / Adanos 1974.

Zurschaustellung von den Betroffenen selbst oftmals nur als eine etwas andere Form des Gelderwerbs angesehen wurde, die eine Alternative zu den „geordneten Verhältnissen“ einer bürgerlichen Existenz durchaus ermöglichte, blieb von dem zumeist in bunten Bildern gebannten Zauber fremden Welten nicht mehr viel übrig. Zwar staunte das Publikum nach wie vor über das wilde Aussehen der am ganzen Körper Tätowierten; doch ihre vermeintliche Exotik war längst der Einsicht gewichen, daß es sich hierbei bestenfalls um etwas skurrile Nachfahren einer ansonsten weltweit ausgestorbenen Gattung handelte. Die Zeichen selbst waren austauschbar und nahezu vollständig dem Dienste der Notwendigkeit und des Spektakels unterstellt.

Ihre Bedeutung als kulturelle Ausdrucksformen des individuellen Erlebens verloren die Tätowierungen jedoch nicht erst im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert, das heißt mit ihrer Zurückweisung ins Kommerzielle oder Private. Schon das aufrichtige Erstaunen über die ersten Wilden in den feinen und gelehrten Gesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts zeigte sich weniger daran interessiert, die in die Haut geritzten, gebrannten und genarbtten Botschaften zu verstehen. Im Vordergrund stand vielmehr das Bedürfnis, die naturnahen Beweise der Andersartigkeit als Beleg für die Schäden der eigenen Zivilisation zu werten. Nur indem das Fremde selbst fremd blieb, konnte es idealisiert werden und den Rang des längst verlorenen Guten einnehmen. Oder anders gesagt: der edle Wilde mußte unerkannt bleiben, damit die Illusion des ganz Anderen aufrechterhalten werden konnte. Die über die Haut zum Ausdruck gebrachten magischen Bedeutungen, ästhetischen Besonderheiten, geschlechtlichen Unterscheidungen, sozialen Rangbeziehungen – kurz: die am Individuum sichtbar gemachten Formen ihrer gesellschaftlichen Praxis, waren leider nur selten Gegenstand interkultureller Aufmerksamkeit.¹⁹ Welche möglichen intra- oder subkulturellen Bedeutungen sie besitzen, soll daher im nun folgenden Abschnitt angesprochen werden.

2. Body Talk und Body Art

In einer Einführung über die “Meister des Tattoo” findet sich der folgende Hinweis an den Leser:

„Kreuzen Sie an. Erstens, was zutrifft auf Sie, und zweitens, in welcher Rolle Sie Ihre Haut zu Markte tragen möchten:

- *Der Entwurzelte, der sich seine letzte Behausung mit Graffiti ausmalt.*
- *Der ewige Loser, der sich ein kleines, unveräußerbares Besitztum aneignet.*
- *Der einsame Wolf, der sich mit seiner Bezeichnung vor den anderen Outlaws auszeichnet.*
- *Das Gangmitglied, das die Zugehörigkeit zu seiner ‚Herde‘ unter Beweis stellt, komme, was wolle.*
- *Der Freak, der sich als Attraktion im Zirkus des Lebens Aufmerksamkeit sichert.*
- *Der Kriminelle, der unter wechselnden Alias und Alibis eine Spur Identität aufbewahrt. (...)*²⁰

¹⁹ „Die Botschaften der geschmückten Haut kennzeichnen Phasen des persönlichen Lebenszyklus eines Menschen, seine soziale und politische Stellung und seinen beruflichen oder wirtschaftlichen Erfolg, illustrieren aber auch Entwicklungsstadien einer Gemeinschaft: So dokumentiert ein bestimmter Dekor beispielsweise den Wechsel der Jahreszeiten oder bringt mystische, religiöse und künstlerische Vorgänge im Leben einer Gruppe zum Ausdruck. Durch den Körperschmuck werden Vorstellungen von gesellschaftlicher Ordnung und Unordnung dargestellt und legitimiert oder bestimmte Herrschafts- und Klassenstrukturen bestätigt oder verhüllt. Ebenso drückt die Körperkunst in allen Kulturen Normales und Anormales, Stabilität und Krise, Heiliges und Profanes aus.“ Reichel – Dolmatoff in Gröning 2001, S. 12.

²⁰ Mäder 1998, S. 9.

Die Auswahl ist groß, und wie es scheint, ist für jeden etwas dabei. Gleichwohl erhält man auf die Frage, warum sich Menschen tätowieren lassen, von den Betroffenen selbst eher stereotype Antworten, wie etwa: „aus Langeweile, aus Leichtsinn, aus Zufall, aus Solidarität, im Suff, etc.“²¹ Erkenntnisse über Motivlagen lassen sich aus derartigen Aussagen kaum ableiten. Da zudem aus wissenschaftlicher Sicht, wie eingangs angedeutet, Kennzeichnungen der Haut vorwiegend unter kriminalistischen und dermatologischen Zielsetzungen untersucht wurden, bietet sich dem interessierten Laien ein weites, offenes Feld.²²

Eine erste, hilfreiche Unterscheidung bietet Oettermann mit seiner Einteilung der Tätowierten in zwei Gruppen: der Autor faßt hierunter die Gruppe der „*Gelegenheitstätowierer*“ mit ein bis zu fünf in der Regel zufällig ausgewählten Motiven, vorwiegend an den Ober- und Unterarmen. Diese zahlenmäßig größere Gruppe ist abzugrenzen von den „*heavily tattooed*“, die mehr als fünf Einzelmotive und aufeinander abgestimmte Großmotive, bis hin zu Ganzkörpertätowierungen, aufwiesen.²³ Die Gruppe der „*Gelegenheitstätowierer*“, zu der auch die Selbst- beziehungsweise Kansttätowierer zählen, ist nach Auskunft des Autors sehr heterogen zusammengesetzt und hinsichtlich sozialer Merkmale kaum eingrenzbar. Die Motive und Anlässe zur Hautveränderung variieren, und es bedarf genauerer Untersuchungen, um sichere Aussagen hierüber anstellen zu können. Im Unterschied dazu weisen die „*heavily tattooed*“, die nicht selten Stiche auch an den Händen, im Gesicht und an den Genitalien aufweisen, eine relativ homogene Zusammensetzung auf. **[Bild 4]** Die Gemeinsamkeit dieser zahlenmäßig überschaubaren Gruppe bezieht sich dabei in erster Linie auf die zur Schau getragenen Hautverzierungen, die wiederum auf das jeweilige Verhalten, den verwendeten Sprachcode, die bevorzugten Gesten und andere habituelle Formen sich auswirken. Die Körperbetonung innerhalb dieses Personenkreises wirkt sich sogar so stark aus, daß sozialrelevante Merkmale wie Herkunft, Beruf oder Bildungsniveau nur als nachrangig bedeutsam für die Gruppenkohärenz einzuschätzen sind.²⁴ Das Selbstkonzept der sozialen Verbindung, so könnte man sagen, wird durch das Hautkonzept ihrer Vertreter entscheidend beeinflusst.

Es bleibt nun zu prüfen, wie vor dem Hintergrund dieser groben Unterscheidung aktuelle Tendenzen in der Tätowierungsszene sich darstellen, die nach Auskunft von Insidern in den zurückliegenden 10 Jahren eine rasante Entwicklung genommen hat. Da der Markt jedoch für die Betroffenen selbst inzwischen kaum noch überschaubar ist und gründlicher untersucht werden müßte, als es hier beabsichtigt ist, können allenfalls ein paar Schlaglichter gesetzt werden. Diese sind weder systematisch noch vollständig, sondern spiegeln nur das subjektive Interesse an einer bestimmten Form der Körperpraxis, die aus kulturwissenschaftlicher Sicht bislang eher stiefmütterlich behandelt wurde.

(a) Verbreitung und Vermarktung

²¹ In diesem Zusammenhang ist übrigens die folgende Beobachtung bemerkenswert: „Tätowierte schreiben keine Bücher, und die, die Bücher über Tätowierungen schreiben, sind nicht tätowiert.“ Oettermann 1985, S. 62.

²² Daß auch von diesen Wissenschaften nicht nur Erhellendes zu erwarten ist, zeigt die folgende Aussage: „Vor kurzem noch druckten selbst Winkelzeitungen die Meldung nach, nach der der amerikanische Dermatologe Prof. Norman Goldstein nach 15jähriger Forschung nun endlich definitiv festgestellt habe, daß ‚Tätowieren ... ein Zeichen psychischer Labilität‘ ist und daß es sich ‚bei einem Menschen, der mit mehr als drei Tätowierungen verziert ist, gewöhnlich um einen Psychopathen‘ handelt.“ Vgl. dazu Oettermann 1982, S. 337.

²³ Vgl. dazu ebda. S. 335 – 336.

²⁴ Vgl. ebda. S. 336. An anderer Stelle heißt es: „Die ‚heavily tattooed‘ bilden das, was man eine ‚defensive Subkultur‘ nennen könnte, so sehr werden ihre Individuen und deren Lebensführung von der übrigen Kultur fremdbestimmt. Der gesellschaftliche Druck auf die ‚heavily tattooed‘ ist so groß, daß sie nicht viel mehr als eine Notgemeinschaft von mit dem Rücken an der Wand stehenden einzelnen bilden können, deren positiv lediglich die Tätowierung, negativ deren Diffamierung gemeinsam ist.“ Oettermann 1982, S. 340. Es ist zu vermuten, daß diese vor nun schon mehr als 20 Jahren geäußerte Einschätzung heute so nicht mehr zutrifft. Mit der weiteren Verbreitung der Tätowierungen steigt wohl auch die Akzeptanz gegenüber den „*heavily tattooed*“. Die auffällige Zunahme von Kopf- und Handtätowierungen wäre etwa als ein mögliches Indiz hierfür zu werten.

Neben den diversen Studios, Internetseiten und Fachzeitschriften, sorgen vor allem die regelmäßig an verschiedenen Orten auf der ganzen Welt stattfindenden Tattoo – Messen dafür, daß immer neue Zielgruppen angesprochen werden.²⁵ So fand beispielsweise in Berlin im Dezember vergangenen Jahres die 12. Internationale „Tattoo Convention“ statt, auf der neben dem Tattooing und Piercing an einzelnen Ständen auch die noch nicht so weit verbreiteten Techniken des Branding und Cutting vorgestellt wurden. Mehr als 70 Studios aus Europa, Asien, Australien und Amerika waren bemüht, den Kunden ihre Produkte nicht nur zu präsentieren, sondern auch auf die Haut zu tragen. Das Angebot reichte von der traditionellen Hawaiianischen Klöppeltechnik, über diverse Tattoo – Wettbewerbe, Bühnenshows, Mode-, Akrobatik- und Kampfsporteinlagen bis zum sogenannten „art – fusion – project“, bei dem abwechselnd sechs Künstler an sechs Modellen gleichzeitig arbeiteten. Der Fortgang dieses Projektes konnte im Internet live verfolgt werden. Begleitet wurden diese Vorführungen von einem Kommentator sowie einem DJ, der je nach Anlaß Musik aus den Bereichen Techno, Rock, Metal, Mystica oder Tribal ertönen ließ.

Das Publikum war ebenso bunt gemischt wie das Angebot und reichte von Bikern, Rockern und Punkern bis zu „auffälligen Individualisten“, die offensichtlich darum bemüht waren, keiner bestimmten Gruppe eindeutig zugeordnet werden zu können. Trotz der kühlen Jahreszeit ließ die Bekleidung der Besucher viel Haut- und Körperschmuck erkennen. An allen Ständen war es möglich, neue Stiche anfertigen zu lassen, wobei das Angebot von keltischen und magischen Symbolen, über Fantasieornamente und Kunstmotive bis hin zu eigenen Kreationen reichte, die mit den jeweiligen Spezialisten abgestimmt und ausgeführt wurden. Veränderungen im Intimbereich konnten an diskreten Orten vorgenommen werden, und wer auch noch sein Fahrrad oder Auto mit einem Tattoo versehen wollte, der fand hierfür ebenfalls ein Angebot.

(b) Vertrauen und Sicherheit

Der 1995 gegründete Verein „Deutschlands Organisierte Tätowierer“ (D.O.T.) verfolgt nach eigener Aussage das Ziel, „die Tätowierkunst zu pflegen und zu fördern und den ihr in der Öffentlichkeit zustehenden Respekt zu verschaffen“.²⁶ Dies schließt ein Vorgehen gegen „minderwertige und unhygienische Arbeiten sowie Geschäftemacherei“ ebenso ein wie das Bemühen, Tätowierern Zugang zur „Künstler – Sozialversicherung“ zu verschaffen.²⁷ In Zeiten von AIDS und anderen Infektionskrankheiten wird besonders darauf geachtet, daß sterilisierte Nadeln und möglichst moderne Apparate benutzt werden. Daher weisen Tattoo – Studios in Werbeanzeigen immer häufiger darauf hin, daß sie hygienisch einwandfrei arbeiten und die geltenden Rechtsvorschriften beachten. Doch neben der Vorbeugung gesundheitlicher Risiken, soll durch Hinweise auf entsprechende Sicherheitsmaßnahmen auch das Vertrauen der Kunden gewonnen werden. Denn trotz des Einsatzes modernster Techniken bleibt jede Hautmanipulation mit Schmerzen verbunden. Je nachdem, wo und in welcher Größe ein Tattoo oder Piercing gesetzt wird, sind mehr oder weniger große Unannehmlichkeiten zu ertragen. Und beim Branding oder Cutting, wo die Narbenbildung der Haut durch Einbrennungen und Einschnitte hervorgerufen wird, ist die Überwindung des unmittelbaren Schmerzes sowie eine mehrmonatige Ausheilung sogar ein unverzichtbarer Bestandteil des

²⁵ Einen ersten Überblick ermöglicht beispielsweise das monatlich erscheinende „Tätowier Magazin“ (Huber Verlag, Mannheim) oder der Zugang über www.tattoo-guide.de.

²⁶ Vgl. dazu www.dot-ev.de

²⁷ Vgl. ebda.

gesamten Eingriffs.²⁸ Hygienische und technische Kenntnisse allein sind hierfür nicht ausreichend; es bedarf vielmehr des wechselseitigen Vertrauens.

(c) Verschönerung und Selbststilisierung

Unter öffentlichen Personen, wie etwa Sportlern, sind Tattoos und Piercings inzwischen weit verbreitet. Nachdem der NBA - Basketballer Dennis Rodman seine Rolle als bad boy und Bürgerschreck bereits Mitte der 80er Jahre auch auf seiner Haut dokumentierte, fand er viele Nachahmer. Wenngleich weniger extrem, übernimmt in Deutschland der Handballer Stefan Kretzschmar eine ähnliche Funktion. Als „Schwiegermuttererschreck“ und „Handballpunk“ erreichte er unter Jugendlichen schnell Kultstatus, weshalb ihm – dies eine weitere Parallele zu Rodman – schon bald die Moderation einer Sendung bei MTV übertragen wurde. Zu seinen Hautveränderungen äußert er sich folgendermaßen:

„Meine Tattoos haben alle eine spezielle Bedeutung für mich. Hinter jedem steckt eine Geschichte. Meist sehr persönliche Sachen. Meine Piercings trage ich als Schmuck. Da meine Tattoos ja mehr oder weniger unter der Kleidung sind, haben meine Piercings im Gesicht und an den Ohren am Anfang für mehr Aufsehen gesorgt. Ich muß sie ja vor jedem Spiel abkleben, um die Verletzungsgefahr zu minimieren.“²⁹

Die Eisspringerin Anni Friesinger, die eher das Gegenteil eines Bürgerschrecks verkörpert und sogar eine eigene Körperschmuckkollektion herausgibt, weist in ähnlicher Weise darauf hin:

„Schmuck oder auch mein Bauchnabelpiercing – alles ist Teil meiner Persönlichkeit. Ich bringe damit mich selbst zum Ausdruck, auch wenn es einigen nicht so gefällt. Ich mag es einfach.“³⁰

Gleich welche Aussage beabsichtigt ist, ob Provokation oder Attraktion, wichtig ist, daß der Körper zum Sprechen gebracht wird. Die eigene Geschichte soll zum Ausdruck gebracht werden, indem persönliche Bedeutungen, Verletzungen, Vorlieben oder Abneigungen sichtbar gemacht werden. Hier wird nichts dem Zufall überlassen, sondern der Körper wird gleichsam als Projektionsfläche des Innern genutzt. Die selbst gewählten Bilder auf der Haut werden zum Bild des Selbst stilisiert, und schon die Verpackung soll – ähnlich wie bei einem guten Parfum -, auf den Inhalt schließen lassen. Dabei ist nicht beabsichtigt, daß die Zeichen auf der Haut eindeutig zu verstehen sind. Denn während beispielsweise der Strafgefangene das Datum seiner Entlassung oder den Namen seiner Geliebten als unzweideutiges Ziel seiner Hoffnung am Körper verewigt, wird der Verkauf des eigenen Images mit einem Überschuß an Bedeutungen versehen. Der Gehalt des bildhaft zum Ausdruck Gebrachten würde sich erst dann ganz erschließen, wenn der „Bedeutungsträger“ das Geheimnis seiner symbolischen Formen offen legte. Ihre Kunst liegt jedoch darin, daß sie zwar verstanden, nicht jedoch vollständig aufgeklärt werden.³¹

²⁸ „Narbenzeichnungen sind keine Mode wie beispielsweise das Tätowieren. Langsam werden sie immer angesagter, aber die meisten zögern noch. Der Schmerz ist weitaus größer als beim Tätowieren, es ist blutiger und das Ergebnis ist nicht vollkommen vorhersehbar.“ Tätowier Magazin 2002, S. 111. Als eine mögliche weitere Steigerungsform der Körpermanipulation wird in dem Artikel auch die freiwillige Amputation einzelner Gliedmaßen angesprochen. Vgl. ebda.

²⁹ Interview mit S. Kretzschmar, abgedruckt in Wildcat 2002, S. 69.

³⁰ Interview mit A. Friesinger, abgedruckt in Wildcat 2002, S. 46.

³¹ Für die Bildwahrnehmung gilt allgemein: „Wichtig für das Verständnis ist jedoch gerade das, was in der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung nicht aufgeht, weil es diese übersteigt. In der Kunst spricht man in diesem Zusammenhang vom ‚Geheimnis der symbolischen Formen‘“. Bockrath 1998, S. 141.

Der entscheidende Unterschied zu den Südseemotiven auf der Haut der Abenteurer und Walfänger aus dem 18. Jahrhundert könnte also darin bestehen, daß das exotische Ornament seinerzeit als Ausdruck eines fernen Paradieses eingraviert wurde, während heute das gleiche Ornament auf den letzten noch unerschlossenen Ort der Seligkeit im eigenen Selbst verweist. Gemeinsam ist beiden die Sehnsucht nach dem ganz Anderen, Einzigartigen, Verborgenen.

3. Ikonomanie und Human Engineering

Versucht man die unterschiedlichen Erscheinungsformen und Funktionen der hier beschriebenen Hautveränderungen begrifflich zu fassen, dann fällt sogleich der beständige Wechsel zwischen positiven und negativen Zuschreibungen ins Auge. Dienten künstlich herbeigeführte Narben zunächst noch als Stigmata zur Identifizierung Gesetzloser, wurden sie schon bald als anschauliche Symbole einer das gesellschaftliche Leben nachhaltig beeinflussenden Zivilisationskritik geschätzt. Ihre erneute Abwertung durch das aufstrebende Bürgertum, dessen Fortschrittsmentalität mit den Symbolen gesellschaftlicher Außenseiter nicht vereinbar war, erlebt heute wiederum eine positive Wendung, insofern die Haut zunehmend als Projektionsfläche zur Imagedarstellung genutzt wird. Verkürzt könnte man sagen, daß die Zeichen auf der Haut nacheinander zum Gegenstand der Kriminalisierung, Romantisierung, Klassenbildung und Ästhetisierung wurden – wobei die Grenzen fließend sind, da diese Bedeutungszuweisungen einander keineswegs ausschließen.

Es fällt also schwer, eindeutige Zuordnungen vorzunehmen. Wenn zum Abschluß dennoch ein theoretischer Interpretationsentwurf unternommen wird, so vor allem deshalb, um den gesellschaftlich vermittelten Charakter sogenannter Körpertechniken zu unterstreichen. Denn auf der Ebene des individuellen Ausdruckserlebens dienen Hautveränderungen – vorausgesetzt, sie erfolgen absichtsvoll – vor allem der Hervorhebung des Selbst, das heißt seiner Bedürfnisse, Vorlieben und Interessen. Unklar bleibt jedoch, was jenseits derartiger Praktiken der Selbstbestätigung geschieht.

Folgt man Günther Anders' Analyse über die „prometheische Scham“ im Zeitalter technologischer Fortschritte und Entwicklungen, so „gilt heute nicht der unbekleidete Leib, sondern der unbearbeitete“ als „nackt“³². Der Blick des Menschen auf sich selbst und auf seine Mitwelt beschränkt sich nicht auf das einfache Hinsehen, sondern für Anders bemißt sich jede Wahrnehmung am Maßstab der von uns geschaffenen Geräte.³³ Diese scheinen immer schon vollkommener zu sein als ihre antiquierten und verderblichen leiblichen Nachbilder. Der Mensch versucht nun seinen „miserablen Rohstoff“ aufzuwerten, indem er darum bemüht ist, sich den Geräten anzugleichen oder, wie Anders sich ausdrückt, „das Mensch – Sein hinter sich [zu, F.B.] bringen.“³⁴ Ein Beispiel für diese Form des „human engineering“ sieht der Autor in der nur scheinbar selbstverständlichen Verwendung des make - up:

„Ohne make – up unter die Leute zu gehen, kommt für girls nicht in Betracht. Das bedeutet nicht etwa nur, daß sie sich, wie ihre Mütter und Großmütter, schämten, in ungepflegtem oder ungeschmücktem Zuständen aufzutreten: ausschlaggebend ist, wann, d.h. in welchem Zustand, sie sich adrett fühlen, wann sie als ‚gepflegt‘ gelten, wann sie sich nicht schämen zu müssen glauben. Antwort: Dann, wenn sie sich (soweit der Rohstoff ihrer Glieder und ihrer Gesichter das zuläßt) in Dinge, in Kunstgewerbegegenstände, in Fertigwaren verwandelt haben. Sich mit ‚nackten‘

³² Vgl. Anders 1980, S. 40.

³³ Hierin zeigt sich durchaus eine Parallele zur Ausbildung sozialer Wahrnehmungsmuster, deren Bedeutungen ebenfalls weder „rein“ noch „natürlich“ ausfallen, sondern – wie Bourdieu am Beispiel von Geschmacksurteilen aufzeigt –, klassenspezifisch zu deuten sind. Vgl. dazu insbesondere Bourdieu 1982, S. 31 – 115.

³⁴ Vgl. dazu Anders 1980, S. 50; zum „miserablen Rohstoff“ vgl. ebda. S. 57.

*Fingernägeln zu zeigen, ist ‚unmöglich‘: salonfähig, office – fähig, ja selbst küchenfähig sind ihre Nägel erst dann, wenn diese den Geräten, mit denen die Finger umzugehen haben, ‚ebenbürtig‘ geworden sind; wenn sie den gleichen toten und polierten Ding – ‚finish‘ aufweisen wie diese; wenn sie ihr organisches Vorleben verleugnen können; also so wirken, als wären auch sie gemacht.*³⁵

Ähnliches gilt übrigens auch für die Haare und Beine, die Physiognomie, Körperhaltungen und Bewegungen – das heißt letztlich „für den Leib als ganzen“³⁶, und zwar in männlicher wie weiblicher Form. Sieht man einmal davon ab, daß das von Anders konstatierte Gefühl der Scham des Menschen im Angesicht seiner Geräte heute wohl eher durch den Stolz über das durch sie Verkörperte verdeckt wird, so ist doch bemerkenswert, daß die Grenzen des Leibes, das heißt seine amorphen, undefinierten und weichen Stellen, zumindest tendenziell der Gerätwelt angeglichen werden. Und so lautet denn auch das passende Motto hierzu: „Es genügt nicht [...], den Leib zu interpretieren, man muß ihn auch verändern.“³⁷ Doch während die Forderung der Leibüberwindung in technologischen Zusammenhängen durchaus plausibel erscheint, insofern der Mensch hier seine Höchstgrenzen zu ermitteln versucht, ist nicht sofort einsichtig, weshalb beispielsweise auch modische Normen einen ähnlichen Effekt ausüben sollen. Beim make – up mag die Nähe zu den Geräten noch erkennbar sein; die beschriebenen Hautveränderungen verweisen hingegen, zumindest auf den ersten Blick, eher auf einen nonkonformistischen Rahmen.

Auf den zweiten Blick ergibt sich jedoch bereits ein etwas anderes Bild. Denn nach Anders folgt auch der Nonkonformismus einem Phänomen, das er mit dem Begriff der „Ikonomanie“³⁸ - zu deutsch: Bildersucht - bezeichnet. Dieses, nach Meinung des Autors, „Schlüsselphänomen“³⁹ unserer Zeit bezeichnet den letztlich hilflosen Versuch, das erwünschte Bild des Selbst in Form von Bildern festzuhalten, um dadurch ein möglichst gutes Bild auch für andere abzugeben. Dabei ist es unerheblich, ob hierfür eigene Bilder, oder aber Vor – Bilder von Stars und Helden verwendet werden. Wichtig ist, daß die Bilder im Verhältnis zum Original immer schon zu den „besseren Dingen“ gehören. Diese Form der Selbstverbildlichung oder Selbstverdinglichung wird in Zeiten von Websites und Homepages etwa an der Verwunderung spürbar, wenn man das elektronische Abbild einer Person mit dem Original vergleicht. Denn während der lebendige Mensch beständig sich wandelt, da er natürlichen Veränderungen unterliegt, wirkt sein Photo nicht selten ursprünglicher und echter als der physische Leib. Damit kommt es allerdings zu einer Umkehrung von – wenn man so will – Urbild und Abbild⁴⁰, das heißt der künstliche Abzug einer Person tritt an die Stelle des vergänglichen Originals. Was bleibt, ist das Bemühen, dem eigenen Bild möglichst ähnlich zu werden sowie die traurige Einsicht, diesen Anspruch nicht erfüllen zu können.

Die Abenteurer der Südsee, die ihre Begegnungen mit dem Paradies in bunten Bildern auf ihrer Haut festzuhalten versuchten, waren sich des Scheiterns ihrer Bemühungen von vornherein bewußt. Ihnen war klar, daß die fremde Welt nach ihrem Weggang nur mehr in der Erinnerung fortbestehen würde. Die gewählten Stiche waren daher vornehmlich Ausdruck

³⁵ Ebda. S. 40 (im Original zum Teil hervorgehoben).

³⁶ Ebda. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang die kulturell bestimmte „Rangordnung der Sinne“, beginnend mit dem Gesicht (*visus*), dem Gehör (*auditus*), dem Geruch (*odoratus*), dem Geschmack (*gustus*) und schließlich dem mit der Haut verbundenen Tastgefühl (*tactus*). Letzteres wurde im christlichen Abendland zum erotischen Symbol schlechthin, da die sinnliche Wahrnehmung an „das Fleisch“ selber gebunden ist. Vgl. dazu Jütte 2000, S. 72 – 83.

³⁷ Anders 1980, S. 47 (im Original hervorgehoben). Anders verwendet in diesem Zusammenhang übrigens den anschaulichen Begriff der „Physiotechnik“. Vgl. Ebda.

³⁸ Vgl. dazu ebda. S. 63 – 66.

³⁹ Ebda. S. 64.

⁴⁰ Die Verwendung dieser Begriffe erscheint nicht übertrieben, spricht doch Anders selbst von einer „platonoiden“ Welt. Vgl. dazu ebda. S. 39 (im Original hervorgehoben).

einzelner Erlebnisse und nur in Ausnahmen angefertigt zur eitlen Selbstbeschau. Ganz anders wirken die Ornamente und Symbole, die ostentativ hergezeigt werden, um dem Betrachter die Besonderheit, Anders- oder gar Einzigartigkeit ihres Trägers zu signalisieren. Nicht nur büßt diese Absicht mit der Zahl ihrer Nachahmer ihren exklusiven Charakter ein; auch die Darstellung verliert ihre individuelle Note, wenn zuerst auf ihre Wirkung gesetzt wird. In diesem Fall sprechen die Zeichen auf der Haut schließlich sogar ihre eigene Sprache, das heißt sie klassifizieren ihren Besitzer und machen aus ihm – wie angedeutet - bedarfsweise den einsamen Wolf, den ewigen Loser, den Freak, den Outcast usw. Je größer das Bemühen ausfällt, den „miserablen Rohstoff“ zu veredeln, um ein besonderes Bild des Selbst abzugeben, desto wahrscheinlicher ist zwar die Angleichung an das gestochene, gestanzte oder gebrannte Image. – Offen bleibt allerdings, ob das Selbst im künstlich geschaffenen Selbstbild aufgeht. Auch die hierfür in Kauf genommenen Schmerzen bieten leider keine Versöhnungsgarantie.

Literatur:

- ANDERS, G.: Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution (1956). München 1980.
- BOCKRATH, F.: Die Macht der Bilder – Vom sinnlichen Eindruck zum symbolischen Ausdruck. In: Schwier, J. (Hg.): Jugend – Sport – Kultur. Zeichen und Codes jugendlicher Sportszenen. Hamburg 1998, S. 139 – 148.
- BOURDIEU, P.: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt 1982.
- CAPLAN, J. (Ed.): Written on the body. The tattoo in European and American history. London 2000.
- CASSIRER, E.: Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis (1929). Darmstadt 1994.
- FOUCAULT, M.: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M. 1994.
- GRÖNING, K. (Hg.): Geschmückte Haut. Eine Kulturgeschichte der Körperkunst. München 2001.
- JÜTTE, R.: Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace. München 2000.
- LOMBROSO, C.: Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung. 3 Bde. Hamburg / Leipzig 1887 – 1896.
- MÄDER, M.: Oh! No!. In: von Glinski, G. (Hg.): Meister des Tattoo. Zürich / New York 1998.
- OETTERMANN, S.: ‚Heavily Tattooed‘. In: Kamper, D. / Wulf, C. (Hg.): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt 1982, S. 335 – 349.
- OETTERMANN, S.: Zeichen auf der Haut. Die Geschichte der Tätowierung in Europa. Frankfurt a. M. 1985.
- PIERRAT, J. / GUILLON, E.: Les hommes illustrés. Paris 2000.
- ROUSSEAU, J. J.: Der Gesellschaftsvertrag (1762). Frankfurt a. M. 1978.
- ROUSSEAU, J. J.: Emil oder über die Erziehung (1762). Paderborn 1993.
- SCHEUGL, H. / ADANOS, F.: Showfreaks & Monster. Köln 1974.

Magazine / Fachzeitschriften:

- Tätowier Magazin 01 / 2002.
- Wildcat: Piercing – Schmuck, Fashion, Jewellery. Gesamtkatalog 2002.

Bildnachweise:

Gröning, K., Geschmückte Haut (Bild 1, 2, 4); Oettermann, S., Zeichen auf der Haut (Bild 3).